

(Nachdruck verboten.)

39]

## Neu-Karthago.

Roman von Georges Celhoub.

Wenn der Morgen dämmerte, erschien der Herbergsvater auf der Schwelle und rief, nachdem er sich gehörig geräuspert und ausgespuht hatte, mit der näselnden Stimme eines den Zuschlag ertheilenden Auktionators: „Aufgestanden, Jungens! Eins . . . zwei . . . drei!“ Ohne weitere Aufforderung hatte er dann die die Hängebetten haltenden Gurten los und ließ das gemeinschaftliche Ruhelager sammt Inhalt auf die Gefahr hin, den Bohlenverschlag zu beschädigen, auf die Diele fallen.

Paridael, der als eifriger Kriminalstudent den Verhandlungen des Zuchtpolizei-Gerichts in Gemeinschaft seiner zerlumpten Genossen oft genug beiwohnte, hatte es nur einem Wunder zu danken, daß er bisher noch nicht mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen war. Er kannte mehr als einen Helden der berüchtigten Banden, die da draußen an der Peripherie der Stadt ihr Wesen trieben. Die Polizisten schonten ihn und betrachteten ihn als Originalität, als Sonderling und ungefährlichen Narren. Sie beobachteten ihn mehr als daß sie ihn überwachten trotz seines intimen Verkehrs mit allerlei Galgenvögeln und Zuchthaus-Kandidaten.

Wie all die andern hatte auch er seinen Spitznamen. Es war der erste nicht. Béjard, Saint-Jardier, Felicitas und Regina hatten ihm wegen der blühenden Farben seines Gesichts den Namen „Bauer“ gegeben, der Gesellschaft, mit der er gegenwärtig lebte, waren dagegen zunächst seine weißen Hände, kleinen Füße und seine Glieder aufgefallen, die grobmochigen, vierschrötigen Kerle sahen darin Merkzeichen einer vornehmen Abstammung und nannten ihn aus diesem Grunde den „Junke“.

Wie er das Kunststück zu Wege gebracht hatte, sich bei all diesen Unholden lieb Kind zu machen, wie es kam, daß seine Leiche nicht eines schönen Tages aus den Bassins gezogen oder in einem der schmutzigen Höfe gefunden wurde, bleibt ein ungelöstes Räthsel. Es war ihm im Gegentheile gelungen, sich eine Art abergläubischen Respekt und allgemeine Sympathie zu erwerben. Sie hatten ihm übrigens in der ersten Zeit zur Prüfung seiner Verlässlichkeit Fallen gestellt und hatten so reichliche Gelegenheit gehabt, sich von seiner Diskretion und Treue zu überzeugen. Um ihren verbrecherischen Neigungen zu schmeicheln, um ihren thatenlustigen Muth anzufeuern, um ihre Verbrechermoral zu rechtfertigen, erzählte er ihnen diesen Zweck entsprechende Beispiele aus der Geschichte und legte die Dramen Shakespeare's in diesem Sinne und einer dem Verständniß seiner Zuhörer angepaßten Bearbeitung aus.

Sonntags und Montags tanzte Laurent die ganze Nacht in den von Blousen und Uniformen belebten Tanzlokalen der Vorstadt oder den Kneipen des Schifferquartiers, die hauptsächlich von „Nummers“ und Seelenten besucht wurden.

Zu den Klängen einer jammervollen Drehorgel, deren arg mitgenommenes Werk statt eines Tones ab und zu ein zischendes Pfeifen hören läßt, drehen sich die Paare. In der Pause, während die Paare promeniren und dem Tanzmeister den schuldigen Tribut entrichten, geht der Hausknecht mit dem Sprengtrichter herum, der auf den staubigen Grund des Saales zierliche Wasserfiguren zeichnet. Dann ertönt aufs neue die klapperige Quierstimme, die Tänzer stampfen mit Schuhen und Pantinen und kriegen ihre Schöne mit festem Griff zu packen.

In der stickigen, von Schweiß- und Tabakgeruch erfüllten Atmosphäre, die wie eine grauschwarze Torfschicht über dem Saale lagert, sind die Formen der Tanzenden nur in Umrisse zu erkennen. Mühen, Baretts, getheerte Südwestler, hochhörnige Frisuren werden zuweilen in der schweren Wolke sichtbar, und nur wenn beim Eintreten oder Weggange eines Paares ein Lichtblick von draußen durch die geöffnete Thür fällt, vermag man blaue Trikothemden, breittragige Zaden, ein Gewirr von prallen Schenkeln und hauschigen kurzen Weiberröcken, hohe Schifferstiefel und prallstehende Strümpfe genauer zu unterscheiden.

Hatte er die Nacht durchkneipt, dann trieb ihn das Bedürfnis nach frischer Luft hinaus zum Doel, wo seine

Freunde, die Flusspiraten, ihr Hauptquartier hatten. Am Doel ist zur Zeit der Quarantänedienst für den Antwerpener Hafen eingerichtet. Die Barasse der Hafenpolizei hält jedes der die Schelde aufwärts fahrenden Schiffe an, der Arzt läßt sich die Schiffsapotheken vorlegen und prüft die Gesundheitsatteste. Die Schiffe, die aus dem Orient oder aus Spanien kommen, wo die Cholera wie ein blutgieriger König von Dahomey herrscht, sind genöthigt, hier vor Anker zu gehen und acht Tage auf der Höhe des ehemaligen Forts Frederic Quarantäne zu halten.

Fünf Dampfer liegen bereits wie düstere Leviathans neben einander. Sie haben die ominöse gelbe Flagge gehißt, die sie vorläufig von der Außenwelt absperrt und die selbst die sonst garnicht ängstlichen Nummers in Respekt hält.

Aber aufgehoben ist nicht aufgehoben. Wenn erst die verdächtigen Schiffe die Wartezeit überstanden und die gereinigte Flagge wieder gezeigt haben werden, dann ist für die „Sinjoors“ die Zeit gekommen, sich wie die Ragen, die einem Vögeln, dem sie vorerst nicht beikommen können, anflauern, auf ihre Beute zu stürzen. Einstweilen haben sie es auf den „Delphin“ abgesehen, einen großen australischen Dreimaster, der aus Holländisch-Indien heimkehrt. Ein Lootsenboot ist ihm nach Vlissingen entgegen gefahren, um ihn nach Antwerpen zu schleppen. Gegen drei Uhr nachmittags darf man seinem Eintreffen am Doel entgegensehen. In der Erwartung, die Masten des signalisirten Schiffes über die Polder austauschen zu sehen, haben sich die unternehmungslustigen Kerle auf die Flussböschung ausgestreckt, hinter der das stille Dorf liegt.

Die erfahrenen Aeltesten der bentegierigen Genossenschaft, verwogene Gesellen mit wirrem Bart- und Haupthaar, mischen sich unter die jungen Anfänger, die bestrebt sind, es den Meistern gleichzutun. Das kurzgeschorene oder krause Haar der Jungen bedeckt die übliche Ballonmütze, unter deren breitem Schirm trockige Gesichter hervorschauen, die die Merkzeichen von Lastern aller Art tragen. Die einen, die sich von den Erzessen der letzten Nacht noch nicht erholt haben, hat der Schlaf überwältigt; andere liegen auf dem Bauche, stützen den Kopf in die Hände und lugen mit scharfen Augen nach dem Horizont. Von Ungeduld gequält, springen sie manchmal auf, gähnen, strecken die Glieder, machen ein paar Schritte, um sich dann wieder seufzend hinzuwerfen und weiter auf der Lauer zu liegen.

Plötzlich kommt Bewegung in die Schaar. Einer der Vorposten hat den Dreimaster gesichtet, das Erscheinen der Beute hat die Kerle alles andere vergessen lassen. In wilder Hast springen sie über die Körper der Schlafenden hinweg hinunter zur Bucht, wo ihre Boote liegen. Im Handumdrehen sind die Waarenvorräthe hineingepackt, die Ruder ergriffen, und jeder legt sich mit Macht in die Riemen, um das ersehnte Ziel ohne Zeitverlust zu erreichen. Aber aus dem Gewirr herauszukommen ist nicht leicht. Die Fahrinne ist nur schmal und das Durcheinander der dichtgedrängten Boote behindert die freie Bewegung der Ruder unso mehr, als jeder Bootsführer bemüht ist, den Konkurrenten den Weg zu verlegen und sich dadurch einen Vortheil zu schaffen.

Ueber dem Schreien, Fluchen und Hin- und Hergestoße kommt keiner vom Fleck. Der Nummer würde gewiß nicht davor zurückschreden, das Boot seines besten Kameraden in Grund zu bohren, wenn es ihm dadurch gelänge, als Erster das Ziel zu erreichen. Die Bande der Kameradschaft sind übrigens durch die Konkurrenz und Gewinnsucht gelöst und die guten Freunde, die eben noch aus derselben Flasche getrunken haben, werfen sich jetzt giftige Blicke zu, als ob sie sich am liebsten erwürgen wollten.

Ein paar Schlauberger haben sich indessen das Getümmel, das zur Seejacht auszuarten droht, klugerweise zu nuge gemacht, um sich still und heimlich zwischen den Reiben der Kämpfenden durchzustehlen. Beim Anblick der drei Boote, die mit ledem Uebermuth über das freie Wasser hinsliegen, halten es die Kämpfenden doch für angezeigt, den Streit einzustellen. Jetzt stößt auch die Hauptmacht vom Ufer; Zank und Streit sind vergessen, jetzt handelt es sich nur noch darum, das Veräumte nachzuholen; das gelingt den Nachzügeln so gut und sie manöbriren so geschickt, daß sie bald die drei Ausreißer eingeholt

haben. Und jetzt fährt die ganze Bootsflotte Bord an Bord in gleichem Tempo dem Schiffe zu, von dem aus man das Näherkommen der Boote, die, von fern gesehen, wie ein Schwarm ziehender Fische aussehen, eifrig beobachtet. Die Mannschaft ist auf der Brücke versammelt. Der Kapitän und seine Leute wittern in den aus allen Kräften rudernden Leufelskerlen die Sendboten der Händler und Hausierer des Hafenuartiers. Der Kapitän, der nicht zum ersten Mal mit den „Gaisischen des Süßwassers“ zu thun hat, ist roth wie ein Puter und flucht wie ein Heide. Die Matrosen, die zwar allen Grund hätten, den sauberen Gefellen kein sonderlich gutes Angedenken zu bewahren, sind gleichwohl nicht eben ungehalten und scheinen nur ihrem Vorgesetzten zu liebe ein wenig mitzuschimpfen. Im Innern sind sie im Gegentheil ganz ausgeföhnt mit diesen Freudenbringern, die sie zwar gehörig rupfen, die ihnen dafür aber auch Vergnügungen in Hülle und Fülle verschaffen.

Eine Schiffslänge von dem Dreimaster entfernt rufen die Bootsführer der Vorhut den Kapitän an, einen vollblütigen Engländer, der ihren Anruf mit einer Fluth von Schimpfwörtern erwidert, die in der Drohung gipfeln, sie wie ein Volk Wildenten niederknallen zu lassen. Aber die Nummer kennen die Bestimmungen des Seerechts nur zu gut. Sie vermeiden die Maschen des Strafgesetzbuches so gut wie die Stromschnellen und Untiefen der Schelde. Die Drohungen des Engländer sind nichts weiter als leere Redensarten. Er wird sich wohl in acht nehmen, sich einen bösen Handel auf den Hals zu laden, denn kein belgisches Gesetz schützt ihn gegen den Ueberfall seines Schiffes seitens der fliegenden Kolonne dieser Handeltreibenden.

Das Gezeter des Kapitäns hat die Herandrängenden nicht gehindert, statt der Ruder zu den Entershaken zu greifen, die sie am Hintertheil des Schiffes festmachen, um trotz des Protestes die Wand des Dreimasters zu erklettern.

Die Mannschaft läßt sich nur lässig herbei, die ihr ertheilten Befehle auszuführen. Die stramme Disziplin hat sich bei der Annäherung des Hafens gelockert, die Matrosen sind wie Schuljungen am Vorabend der Ferien, nicht mehr recht bei der Sache.

Nicht weniger als dreißig, von zwei bis drei Nummern besetzte Boote haben sich am Rumpf des „Delfin“ wie Wasserschneden festgesaugt. Während die Matrosen zum Schein Widerstand leisten und den Angriff Nachbord lässig zurückweisen, klettern andere an der Steuerbordseite des Schiffes empor. Vom Vorderteil zurückgetrieben, versuchen sie an anderer Stelle ihr Heil, oder die Galgenstricke bilden eine lebendige Leiter, die als Sturmbrücke dient. Der eine stellt sich auf den Kopf eines Burjchen, der seinerseits auf den Schultern eines dritten sitzt; ein vierter klettert behende nach und dient einem fünften als Stützpunkt. So geht es weiter, bis die Menschenpyramide die gehörige Höhe erreicht hat. Bei jeder Bewegung des Schiffes, das seine Fahrt ruhig fortsetzt, droht die Pyramide in sich zusammenzufallen, und das kleine Boot, das ihr als Untergrund dient, ist jeden Augenblick in Gefahr umzukippen. Der tolle Bagemuth der ledernen Burjchen macht selbst auf den Kapitän Eindruck und nöthigte ihm die Bewunderung ab, die der Angelsache angesichts einer wagehalsigen That stets empfindet. Noch eine letzte Anstrengung, und die Kühnen Eindringlinge sind die Herren des Platzes! Jetzt, nachdem der Sturm gelungen, handelt es sich darum, die Beute ehrlich zu theilen; ein heikles Unternehmen, da die Mannschaft nur zwanzig bis dreißig Köpfe zählt, während an die hundert Nummer bei der Vertheilung berüchtigst sein wollen. Die Matrosen, die hin- und hergezerrt werden, und auf die man in allen Sprachen und von allen Seiten zugleich einredet, wissen nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht. Das Deck hat sich zur Waarenbörse umgewandelt. Von Gruppe zu Gruppe feilscht und handelt man um den Werth, den jeder Mann repräsentirt. Die erfahrenen Veteranen der Junft suchen die Neulinge einzuschüchtern. Schon haben einige der Nummer Klein beigegeben, aber die Mehrzahl wehrt sich mit aller Lungenkraft und sorgt dafür, daß sich die Verathung zum heftigen Streit zuspitzt. Man fleischt die Zähne und erhebt drohend die Fäuste, und bald ist ein regelrechtes Handgemenge im Gange. Sie kämpfen mit der verbissenen Wuth gereizter Doggen, bearbeiten einander mit den Fäusten, beißen und kratzen und scheuen auch vor der verwerflichsten Kriegslift nicht zurück.

Die Matrosen hüten sich, das Kampfspiel, bei dem sie der Einsatz sind, zu stören. Sie bilden einen Kreis um die Kämpfer, gefallen sich in der Rolle der Preisrichter und fühlen sich im

Grunde geschmeichelt, daß man mit solch heißblütiger Leidenschaft um sie kämpft. Ein eingeschlagenes Auge, eine gespaltene Lippe, ein herausgeschlagener Zahn entscheiden den Sieg. Die Besiegten treten kleinlaut den Rückzug an, klettern in ihre Boote und nehmen den Kurs wieder nach dem Doel, sofern sie nicht dem „Delfin“ noch ein Stück Wegs begleiten, um die Freude zu haben, ihre siegreichen Konkurrenten durch höhnische Zurufe noch ein wenig zu ärgern. Die sind nun auch, nachdem der Sieg errungen, wieder gemüthlich geworden, die zerschundenen Gesichter sind von Blut gereinigt, die Toilette nothdürftig wieder in Ordnung gebracht, und der Kaufbold, der sich eben noch als streitbarer Held bethätigte, wandelt sich im Handumdrehen in den redegewandten Hausierer, der seine Waaren gefällig anpreist.

Allerlei Lebensmittel, Rauchtabaq, Zigarrenkisten, Rauchtakfassen, vor allem aber allerlei Getränke bergende Fäßchen, Bier, Wein, Schnaps, mouffirende Wasser, die als Champagner herhalten müssen, mehr oder weniger verschnittener saurer Bordeaux und andere Dinge mehr werden aus den geheimnißvollsten Verstecken hervorgezaubert. Das Schlachtfeld wird zum Jahrmakel und auf der Stätte des Blutbades wird fröhlich bivouakirt. Die Pfröpfen knallen, die Fässer werden angestochen, Flaschen und Gläser gefüllt, und die Matrosen thun ihren unwiderstehlichen Verführern lachend Bescheid.

Die Vorgesetzten begnügen sich, die Ausführung der unumgänglich nothwendigen Arbeiten zu überwachen und legen der größeren Sicherheit halber selber mit Hand an. Allmählig aber unterliegen auch sie der Versuchung.

„Gottlob, daß es nun bald mit dem ewigen Enterleien des Dienstes ein Ende hat! Wenn man nur erst die lästige Uniform ablegen und wieder als Mensch, meinethwegen auch als Thier leben könnte! Deshalb soll man inzwischen in Ermangelung eines Besseren die lodenden Erfrischungen, die uns die Lumpenkerle präsentiren, von der Hand weisen? Seit geschlagenen drei Wochen setzt uns der Steward statt Brandy ein greulichs Gemisch vor, und der Magen sehnt sich auch seit langem schon nach anderer Kost, als Schiffszwieback, Konserven und Pötelfleisch!“ (Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Sie hat es erkannt, die Kaiserin-Mutter von China. Sie weiß, die Wurzel des Uebels und der Unruhe zu bestimmen. Was machen die Entfernungen heutzutage aus, wenn man in Peking derselben Weisheit begegnet, wie an der Netwa oder an der Spree? Das verdros die gelbe Kaiserin-Mutter, daß im großen Reich der Mitte neuerdings die Zeitungsblätter wie die Pilze aufschossen. Zwei der schlimmsten Giftpilze „Kwan-pao-shü“ und „Shi-wu-pao“ wurden durch ein kaiserliches Edikt vernichtet und dabei wurde den Beamten eingeschärft, den Zeitungsschreibern überhaupt strenge auf die Finger zu sehen. Denn unter den Zeitungsschreibern befindet sich der Auswurf des Literatenstandes; sie haben jedes Ehrgefühl verloren. Sie schmähen die Regierung, beunruhigen das Volk und fürchten sich vor niemandem.

Das Letzte ist das Schlimmste, wie die Kaiserin-Mutter von China glaubt und sie huldigt hierin merkwürdig europäischen Anschauungen. Sie weiß gar wohl, daß vor der Despektirlichkeit der Zeitungsschreiber alter Glaube und alte Treue dahinschwände. Wie soll die Unterthänigkeit der Massen aufrecht erhalten werden, wenn es Unverschämte giebt, die mit vorwitziger Neugier sich den Autoritäten nahen und sie ganz unwürdig und respektlos untersuchen? Furcht gehört einmal zum Gehorsam. Wo man einmal zu fürchten aufgehört hat, ist es mit der gutmüthigen Gefolgschaft vorbei. Man betrachtet, man prüft, man kritisiert die Autorität; man schlägt an sie an, wie man etwa an ein Faß pocht, ob es gefüllt sei, ob leer. Und derlei können die meisten Autoritäten mit gutem Grund nicht vertragen.

Die Kaiserin-Mutter von China fühlte das wohl heraus und darum macht ihre Erbitterung den Eindruck so erfrischender Naivetät und Aufrichtigkeit. Die Furcht aufrecht zu erhalten, darauf kommt es an. Als die Thaten der Regierenden noch vom Geheimniß umwoben waren, als man sich ihnen noch mit ehrsüchtigem Schauern unterwarf, da war es leicht, die nöthige Suggestion auf die Massen zu üben. Heute, da man mit scharfem Licht die in die Polizeistuben hineinleuchten möchte, ist es ärgerlich geworden in diesen Dingen. Ja, ja, das Regieren wird immer schwieriger, je mehr die romantischen Farben verblaffen, in die es früher gelleidet war.

Die rauhen Wirklichkeiten zerstören so oft die schönste Romantik. Kaum sind die prächtigen Wanderschaften nach dem Orient vorüber, so kommen die alten blauen orientalischen Sorgen wieder an den hellen Tag. Der flüchtige Glanz ist verblühen und die nackte Wahrheit bleibt bestehen. Noch ist Europa nicht mit dem eiternden Geschwür „auf Kreta fertig geworden; und der Herr der osmanischen Welt wendet sich an den Friedenszar im Norden. Von ihm erwartet der Sultan noch moralische Unterstützung. Auf ihn vertraut er, von

ihm erhofft, er, daß ihm wenigstens die Bitterniß erspart bleibe, einen Griechenprinzen als Gouverneur auf Kreta zu sehen. Trotz aller herrlichen Festtage von Stambul: die Notwendigkeit ist mächtiger, als alles Schaugepränge. Im ersten ernsthaften Moment wendet sich der Sultan nach Petersburg, wohin ihn die politische Noth treibt.

Romantische Stimmungen zerfliehen und verfliegen auch gern in den nüchternen Sitzungssälen parlamentarischer Körperschaften. Ein reinigendes Gewitter, und man sieht klarer. So war es jüngst auch in der Versammlung der Berliner Stadtverordneten. Hier kämpfte moderne Wirklichkeit ebenfalls mit romantischem Anbruch. Die höchste Polizeigewalt hatte sich immer gerne mit geheimnißvollem Nimbus umgeben. Sie wollte gleichsam unnahbar, unkontrollierbar sein. Sie verlangte unbedingt ergebenes Vertrauen. Beträchtliche Reste dieser alten Anschauung, die in absoluten Monarchien sowohl in Städterepubliken aufwachsen konnte, haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie führten zu dem eigenartigen Konflikt zwischen Stadt und Polizeipräsident; und sie machten im Interesse neuzeitlicher Auffassung die erbitterte Abwehr durch Paul Singer notwendig.

Das autoritäre Machtbewußtsein, das durch das Mittel der Furcht zu herrschen gewohnt war, hat in diesen Tagen im ungarischen Parlament eine bemerkenswerthe Schlappe erlitten. In Pest war es, wo der Militarismus in einem seiner Hauptvertreter, dem Honvedminister Fejervary, sich wieder einmal als Fuchtwesler aufspielte. Es kam zu Szenen, wie sie im Wiener Parlament ähnlich waren. Die magyarischen Nationalisten in ihrem überhitzten, manchmal donquigottischen Chauvinismus sind sonst kaum dazu angethan, besonders herzliche Sympathien zu erwecken. Im sozialen Sinne sind diese Elemente gewiß rückständig. Aber wie sie sich gegen die militaristische Schmach, gegen die wegworfende Ueberhebung des soldatischen Ministers wehrten, das war respektgebend. Was in Wien bisher eine unfruchtbare Demonstration blieb, das hat in Pest dank der stärkeren politischen Energie der Ungarn zu einem Rückzug des Ministers geführt.

Man hat es ihm bewiesen, daß es nicht angehe, sich breitbeinig und herausfordernd auf den Säbel zu stützen und eine ganze politische Partei mit Infamien anzugreifen. In der Frage des Genji-Denkmals, um das der Konflikt begam, handeln die Magyaren in nationalen Gedanken doch nur konsequent. Man hat mit ihnen Ausgleich und Frieden geschlossen. Die revolutionäre Erhebung von 1848 sollte vergessen sein. Das Denkmal Genji's, eines deutschen Schweizergesellen und treuen Dienstsoldaten, erinnerte die Magyaren an ihr nationales Unglück, an die schwarz-gelbe Reaktion. Vielleicht waren sie zu reizbar, aber ihre nationale Empfindlichkeit ist eben groß. Sie freuten sich wie die Kinder, als sie erfuhren, das „Denkmal der Schmach“ werde abgetragen und sie glaubten, daß nun ganz loyal das letzte Erinnerungszeichen an trübe Zeiten aus Ofen = Pest verschwunden sei. Aber man rechnete ohne die militaristischen Rüden. Zum Ruhm und zum Preis soldatischer Treue und Tapferkeit sollte das Genji-Denkmal doch in Pest verbleiben, nur nicht an seiner früheren Stelle. Mit der einen Hand geben, mit der anderen nehmen, das muß erbittern. Man braucht gewiß den magyarischen Chauvinismus nicht allzu hoch einzuschätzen, um das zu verstehen; und da war es gut, daß der absolute Herrenwahn eines Soldatenministers eine heilsame Lehre empfing.

Wenige Tage noch und auch bei uns werden die reichs-parlamentarischen Geschäfte wiederum im gange sein. Eine ganze Anzahl neuer Männer zieht diesmal auf dem Königspfad ein. Die Overtüre, die zur Eröffnung des Reichstags gespielt wird, klingt nicht gerade befänstigend. Polizeimittelchen und Rechtsprüche mancherlei Art haben auch staatsfromme, geduldige Gemüther befremdet. Auf allen Gebieten der gleiche Uebereifer, als wollte man Veräusmetes nachholen. Man möchte abermals gerne als Erreger jener Furcht erscheinen, die nach dem Dekret der Kaiserin-Mutter von China für die Ruhe der Regierung und des Volkes so heilsam ist. Vielleicht hat's der Zeitungsschreiber in China, der Auswurf des Literatenstandes, noch schlimmer als anderswo. Aber wenn man sich über ihn so erbosen darf, so wird er wohl sich einige Freiheiten herausgenommen haben. Man muß die Schwere des Vorwurfs ermessen und bedenken, was der Literatenstand in China bedeutet. Er ist die Aristokratie, aus ihm rekrutieren sich die Stützen der Gesellschaft, er giebt die Beamten ab, er herrscht, wo er konservativ-aristokratisch blieb. Und aus diesem Stand lösen sich die gelben Zeitungsschreiber los, die es um so viel besser haben könnten, wenn sie den Furchterregern sich beigegeben. Das ist etwas anderes, als bei uns, wo der Zeitungsschreiber wirklich nicht zum Stolz und zur Ueberhebung erzogen wird. Man kann sich vorstellen, wie man die renegatenhaften Empörer haßt. So haßte Cicero, der Freund der Ordnung, den gefallenen Klaffengenossen Catilina. Bei uns muß heute der Mann der Feder einen Gieranz aufführen lernen. Wir laufen Gefahr, daß jedes freiere Raisonnement unterdrückt wird. Offene Worte sind verpönt und sie brauchen gewiß nicht hämisch zu klingen. Was einer zu sagen hat, das muß er doch, wie es nur einmal liegt, tief in eigener Brust verwahren. So ist heute die Presse nicht Deutschlands offene Tribüne, die sie sein könnte. Es giebt nur eine offene Tribüne noch: das Parlament. Alle politische Energie, die bei uns aufgespeichert ist, muß auf dieser Tribüne sich entladen. Es gäbe einen Kampf im großen Stil;

nicht in dem der berauschten und so billig populären Whrasen, sondern im Bewußtsein, moderne Entwicklung zäh und entschieden gegen reaktionäres Wähnen zu verteidigen. Das bloße parlamentarische Spiel der Routine, der Geschäftsgewandtheit, hat so viele schon enttäuscht, ermüdet und das Interesse an parlamentarischen abgeschwächt. Der Zeitpunkt ist günstig, dies Interesse wieder zu beleben. — Alpha.

### Kleines Feuilleton.

—w—. Meine Aussicht. Mein Fenster geht zwar auf einen engen, finsternen Hof; doch wenn ich mich ein wenig hinausbeuge, habe ich ein reizvolles Bild vor mir. Hinter dem schmalen Spalt, den die Hinterhäuser lassen, stoßen zwei Welten aufeinander: die alte und die moderne. Aus zwei geschwärzten Holzriegelbauten klingt vom frühen Morgen bis zum Abend das Geseurre und Gesausche von Maschinen. Dazwischen ertit und hämmert es in lärmendem Rhythmus: die Musik der Arbeit, der modernen Arbeit.

Ueber die Fabriken ragen die Kronen alter Bäume. Zwischen ihrem mächtigen Geäst leuchten die hellen Mauern eines kleinen Häuschens, dessen schlichte Einfachheit etwas Leutseliges hat. Dort wohnte früher der Fabrikbesitzer. Jetzt haust im Häuschen ein Gärtner. So sind denn seine Bäume, die Beete und Blumen noch ein Ueberbleibsel aus der Zeit, da in der ganzen Gegend nur die Gartenwirtschaft gepflegt wurde. Für die Bewohner des Fabriksviertels ist der Garten ein Schaustück und für die Bewohner der Hinterhäuser sogar ein Geschenk.

Aber lange wird ihnen die Freude nicht mehr bescheert sein. Die Erben haben den Garten verkauft. Sein Nutzen war nicht mehr groß genug. Schon jetzt überragt die Bäume ein Kirchturm und die massigen geschlossenen Linien moderner Straßen. Und in der einen Ecke des Gartens legen Arbeiter die Bäume nieder. Wenige Wochen noch — die Bäume sind alle abgehauen, im Boden wühlen Arbeiterscharen, Wagen fahren die ausgehobene Erde fort, und die Mauern des Häuschens werden auseinandergeschlagen. Uebers Jahr erheben sich vor dem Spalt meines Hofes nichts als Hinterhäuser und schmutzige Fabrikbauten. Schornsteine schreiben ihre häßliche Schrift an den Himmel, und die Musik der Arbeit ist zum unerträglichen Lärm geworden. —

— Aus einer Familiengeschichte theilt das „Leipz. Tagebl.“ nachstehenden Eintrag mit: „Wie ich bei des Schmiedes Meisterstück wohl bezogen nach Hause gekommen, weinte meine Frau darob. Als ich den Kausch ausgeschlafen hatte, sagte ich zu meinem Värbel: „Das soll nicht wieder geschehen, vergieb's nur, Värbel! Ich lebte gar ehrbar und häuslich und war nur selten noch im Wirthshaus zu sehen. Mittags aßen wir unser Pfändlein Fleisch, und des Sonntags ließ mein Liebes Weib eine halbe Maß Wein für mich aus dem „Rothen Löwen“ holen. Einmal, als es mir besonders gut schmeckte, schickte ich nach dem Essen das Wäblein heimlich in den Löwen, daß es noch eine halbe holen sollte. Als aber das Wäblein die zweite halbe brachte und auf den Tisch stellte, schaute mich die Frau bittend an und sagte: „Männchen, laß jetzt gut sein, weicht Du nicht, was im Doktorbuche steht, daß der Magen nach dem Essen geschlossen sein soll?“ Dem entgegen schaute ich so lieb und freundlich erst den Wein und dann die Värbel an, und sagte: „Liebes Weiblein, sei unbeforgt. Soll der Magen auch geschlossen sein, soviel bringe ich wohl noch durch das Schlüffelloch!“ Da lachte Värbel und wir haben eine halbe miteinander ausgetrunken.“

Sollte dem Mann, als er solches schrieb, nicht die Frau über die Schulter gesehen haben? —

### Theater.

Im Berliner Theater brachte man am Freitag zwei Novitäten: das dramatische Gedicht „Die Rose vom Kaukasus“ von Rudolf v. Gottschall und das moderne Schauspiel „Die thörichte Liebe“ von Wolters und Gjellerup. Der frühere Demotrat und jetzige Hofrath Gottschall schrieb in der „Rose vom Kaukasus“ ein beruhigendes Gedicht. Jamben reihen sich an Jamben, und das einschläfernde Versgellingel wird durch keinen unsaubereren Ton von trögiger Selbständigkeit unterbrochen. Schon der Titel macht sich prächtig: „Rose vom Kaukasus“, wie romantisch! Ueber das durchaus epigonenhafte Gedicht läßt sich wirklich nicht viel sagen. Selbst das Heroische darin verläuft glatt und nach der Schulregel. Ein Zarentochter und Menschenschlächter, der Fürst Dscheritoff, hat die schöne Sarema erbeutet. Sarema liebt den Eroberer. Zu spät erkennt das freie Kind der kaukasischen Alpen, wenn sie ihr Herz geopfert hat. Sie eilt zu ihrem Volk zurück; wie eine mohamedanische Jungfrau von Orleans ergreift sie die Fahne des Propheten und führt ihre Krieger zum Sieg. So hat sie ihr Volk gerächt, und da sie den Russenfürsten dennoch liebt, tödtet sie sich und stirbt zu Füßen des kriegsgefangenen Dscheritoff. Herr Sommerstorff und Frau Gekner legten in die flachen Verse noch etwas Wärme.

Auf russischem Gesellschaftsboden spielt das Schauspiel Gjellerup's, eines Scandinaviens, der in Dresden lebt, und sich mit dem Dresdener Wolters verbündet hat. Die Studie „Thörichte Liebe“ bewegt sich auf mittleren Bahnen. Das Problem ist nicht so tief erforscht, als daß zum Schluß nicht der übliche gute Ausgang gefunden werden könnte; andererseits ist es als geschäftliche Studie nicht uninteressant, im einzelnen lebendig. So ist der Schilderung einer untern aristokratischen Familie, deren erstgeborene Tochter, ein junges

Mädchen, einen reichen Bierzige heirathen soll. Von der Mutter, den Geschwistern bedrängt, weiß Sonja nicht recht, ob sie sich opfern soll, ob sie den älteren Mann wirklich liebe. Der Rabob selbst will aber mit „thörichter Liebe“ geliebt werden, mit der Liebe, die „einen Krüppel dem Schönen, einen Hansnarren dem Weissen vorzieht“. Den Konstantin Nikolajewitsch hat sein Reichthum schon und empfindlich gemacht. Er trennt sich von Sonja, da er sie zur Erklärung nöthigt, ihm nicht die „thörichte Liebe“ entgegenbringen zu können. Damit hätte die Studie beendet sein können; aber die Autoren besannen sich auf einen lehrhaften und theatralischen Schluß. Nach zwei Jahren haben sich Sonja und Konstantin in Dresden getroffen. Konstantin ist der mißtrauische Krösus nicht mehr und Sonja, die Gereifte, liebt nun ihren Konstantin um seiner selbst willen. Das Publikum wurde trotz dem „befriedigenden Schluß“ nicht recht warm. Stahl gab den Grafen Konstantin in gemessener, männlicher Würde. —

r. Das Schiller-Theater brachte am Freitag eine Aufführung von Anzengruber's Volksstück „Das vierte Gebot“. Es ist immer eine Freude, den österreichischen Dichter im Kampfe gegen den bevorzugen Geist zu sehen; und so wirkte denn auch an dieser Stätte die Anklage gegen den Mißbrauch der elterlichen Autorität durch die Wucht ihres sittlichen und dramatischen Gehalts. Das Schiller-Theater, das im Laufe der letzten Jahre die meisten Stücke Anzengruber's gegeben hat, suchte auch diesmal dem Dichter durch eine durchweg gute Darstellung gerecht zu werden; sehr zu loben ist, daß man es sorgsam vermied, die tragischen Bilder ins Weinerliche zu verzerren. So stellte Herr Thurner den Soldaten Martin auch in der erschütternden Schlussszene als den Mann dar, der sich noch in der letzten Stunde ein gutes Theil selbstbewußter Jugendkraft bewahrt hat, und machte dadurch die beharrliche Weigerung des Mörders, seine leichfertigen Eltern zu sehen, begreiflich. Wirkam gab Agnes Werner in dieser Szene dem Schmerz der alten Hedwig Ausdruck. Wenn wir nur noch Fr. Meyer und Herrn Olmar als unglückliches Ehepaar auferleidend erwähnen, so sollen damit die Leistungen der übrigen Mitwirkenden keineswegs herabgewürdigt werden. —

**Medizinisches.**

— Verrenkung des Augapfels durch Schneuzen. Ein solcher sonderbarer Unglücksfall ist jüngst in die Behandlung eines Arztes gekommen. Es handelte sich um einen Glasbläser, dessen Augen sonst ganz gesund waren. Eines Tages, als er eben eine größere Flasche hergestellt hatte und sie bei Seite stellen wollte, trieb ihm ein Windstoß scharfe Gase ins Gesicht, die ihn zum Niesen und heftigen Schneuzen reizten. Dabei sei ihm, so erzählte er dem Arzt, unter heftigen Schmerzen sein rechtes Auge aus der Augenhöhle gefallen, das ein zu Hilfe gerufener Arbeitskollege nur mit ziemlicher Gewalt habe zurückdrängen können. Auf dem Wege zum Arzt hätte er wieder schneuzen müssen, und dabei sei ihm dasselbe nochmals passiert; er habe indeß das Auge selbst zurückgedrückt. Als er so Dr. Schanz, dem Arzt, den Hergang schilderte, fing der Mann wieder an zu schneuzen, und ehe Dr. Schanz zussafen konnte, schnappte das Auge vor die Lieder. Bei näherer Untersuchung fand der Arzt, daß diese und deren Umgebung stark durch Luft aufgetrieben waren und beim Betasten deutlich knisterten. Der Mann war, wie schon bemerkt, Glasbläser; er blied nicht, wie seine Kollegen, mit den Lungen, sondern mit den Waden. Dabei blied er nicht nur die Waden, sondern die Ohrspeicheldrüse mit auf, die als bide Wurft ihm bis hinter die Ohren reichte. Der Druck in der Mundhöhle war außerordentlich hoch. Wenn er nun schneuzen mußte, so wandte er dabei dieselbe Kraft an, die er sonst beim Blasen gebrauchte. Durch den hohen Luftdruck in der Nase bewirkte er auch Aufstreibung in den Nebenhöhlen; diese hatte an einer Stelle nach der Augenhöhle zu zum Schwunde des dünnen Knorpels geführt, ein weiteres starkes Schneuzen sprengte die Haut, welche die Knochenlücke überspannte und ließ Luft in das Gewebe um die Augenhöhle durchtreten. Das aufgetriebene Gewebe drängte dann den Augapfel aus der Augenhöhle heraus. Durch stärkeren Druck auf die Lider und den Augapfel ließ sich die Luftgeschwulst zum theil zurückdrücken. Der Mann wurde auf die Gefährlichkeit des Schneuzens aufmerksam gemacht, und im Laufe einer Woche war die Luftgeschwulst verschwunden. Das Sehvermögen hatte sich auf dem Auge ein wenig verschlechtert, aber sonst war nichts zurückgeblieben. — (Tägl. Rundsch.)

**Aus dem Pflanzenleben.**

lko. Spätblüher. Man schreibt uns: Welchen hartnäckigen Widerstand die Vegetation dem nahenden Winter entgegensetzt, konnte Schreiber dieser Zeilen am 16. November beobachten. Auf einem kurzen Spaziergange am Rande der Brieflewießen bei Birkenwerder konnte er noch 14 Pflanzenarten im blühenden Zustande konstatiren. Am Rande der Wiesen blühte zahlreich liegendes Fünffingerkraut, Gänseblümchen, während sich an feuchten Stellen Sumpfdistel, scharfer und brennender Hahnenfuß und Ackersnelle in Blüthe fanden. Auf trockeneren Waldstellen leuchteten vereinzelt noch die gelben Köpfechen des Habichtskrautes, und auch die Erila zeigte hier und da noch frische Blüthen. In den Gärten blühten Ringelblumen noch sehr reichlich und am Rande der Dorf-

straßen Feld-Stiefmütterchen, Schafgarbe, rothe Laubnessel, Vogelmiere und Erigeron canadensis. Von den genannten Pflanzen kann man in schneearmen Jahren Gänseblümchen und Vogelmiere fast das ganze Jahr hindurch in Blüthe antreffen. Bei den übrigen genannten Pflanzen handelt es sich um eine zweite Blüthezeit, wie z. B. beim scharfen Hahnenfuß, oder um verspätete Blüthen, wie bei der Erila. Die 14 Pflanzen ergaben einen novemberrmäßig trüben Strauß, aber doch einen Strauß! — Auf einer mehrere Tage darauf bei Straußberg unternommenen Exkursion zählte ich 26 blühende Pflanzen, darunter den bekanteten Löwenzahn. —

**Astronomisches.**

t. Ein neuer veränderlicher Stern ist von der Frau des Moskauer Astronomen Ceraski im Sternbilde des Fuhrmann entdeckt worden; aufgefunden wurde er auf einer Photographie der betreffenden Himmelsgegend, die vom Assistenten der Moskauer Sternwarte aufgenommen worden war. Die Helligkeit des neuen Sternes wurde im April d. J. durch Vergleich mit benachbarten Sternen auf die Größe 8,9 geschätzt, während man jetzt in dem groben Fernrohre der Sternwarte nicht die geringste Spur von dem Himmelskörper entdecken kann. Diese Mittheilung wurde im letzten Heft der „Astronomischen Nachrichten“ veröffentlicht. —

**Meteorologisches.**

— Ueber den Einfluß des Mondes auf die Bevölkerung hat ein französischer Meteorologe Coeurdevaux elf Jahre hindurch eingehende Beobachtungen angestellt, aus denen sich nach der „Meteorol. Zeitschr.“ ergibt, daß der tägliche Gang der Bevölkerung bei allen Mondvierteln der gleiche ist; auch die mittlere Bevölkerung ist bei Neumond und Vollmond dieselbe. Die Meinung, daß der Mond einen merklichen Einfluß auf die Zerstreung der Wolken habe, ist deshalb irrig. Im allgemeinen nimmt die Bevölkerung des Abends etwas ab; da aber bei Vollmond diese Thatsache viel mehr in die Augen fällt, hat man sie zu unrecht wesentlich dem Monde selbst zugeschrieben. —

**Humoristisches.**

— Boshaft. Sonntagsjäger: „Herr Förster, gestern habe ich einen Hasen geschossen!“  
Förster: „Drum hab' ich's den ganzen Vormittag in Ihrem Revier knallen hören!“ —  
— Man muß sich zu helfen wissen. Schmierenschauspieler: „Herr Direktor, ich kam heute im Torquato Tasso nicht aufzutreten — ich hab' einen geschwellenen Waden und gräßlich Schmerzen!“  
Direktor: „Macht nichts. Ich werde gleich im Anfang eine Nauffizene einlegen, und können Sie dann in diesem Zustand ungenirt auftreten!“ — (Flieg. W.)  
— Eine Strafpredigt. Oesterreichischer Gymnasiallehrer: „Ja, so find s'jeht! Trinken thum s', und rauchen thum s', und in's Theater geh'n thum s', und tanzen thum s', und pouffiren thum s', aber thum thum s' nig!“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Die Verlagshandlung Langen in München hat die im „Simplicissimus“ erschienenen Zeichnungen von J. W. Engl unter dem Titel „100 Lustige Wilder und Wize“ in Buchform herausgegeben. Preis 3,50 M. —  
— Ein Aufseher auf dem Rittergute Liederich (Kreis Stendal) wurde auf freiem Felde von zwei Wilddieben erschossen. —  
— In einem Restaurant zu Pettau (Steiermark) geriethen zwei Offiziere mit einem Gutsbesitzer in Streit, in dessen Verlauf der letztere durch einen Säbelhieb schwer verletzt wurde. —  
— Auf der Straße zwischen Jarnsdorf und Rittsee in der Nähe von Preshburg wurde ein 18jähriges Bauernmädchen in bestialischer Weise ermordet aufgefunden. —  
— Vor Hunger gestorben ist in Pest ein junger ungarischer Schriftsteller. Eine Krankheit hatte ihm die Arbeitskraft geraubt. Als er völlig erschöpft aufgefunden und ins Hospital geliefert wurde, war es bereits zu spät. —  
— In Paris wurde eine Diebsgesellschaft von etwa 20 Personen verhaftet, die mit Hilfe vertauschter Koffer innerhalb vier Jahren ca. 1 Million Franks zusammengehohlet hatte. —  
— In Livorno wurde ein Polizeiergeant am Nachmittag auf offener Straße durch einen Dolchstich in die Kehle getödtet. —  
— Von dem in der Nähe von Needles gestrandeten Dreimastschoner „Ernst“ sind noch vier Matrosen gerettet. Sie trieben in der Nähe von Christchurch auf Flößen an Land. Zwei Matrosen sind ertrunken. —  
— Der dreitägige Orkan, der an der nördlichen Küste Norwegens und auf den Lofoten herrschte, hat viel Schäden an Häusern, Volkwerfen und Fischerbooten angerichtet. Vier Menschen wurden getödtet. —